

Die Spielgefährten.

Roman von V. Wiesen.

(3. Fortsetzung.)

„Wäre das auch der Fall,“ äugerte Frau Dittmer scharf, „so ist keines Eindringen der Volksklassen in unsere Kreise immer nachtheilhaft und tadelnswert. Wo bleiben da schließlich die Standesunterschiede. Habe ich nicht recht, Herr Pastor?“

„Darauf läßt sich viel streiten, und das wollen wir doch nicht,“ war die lächelnd und vorzüglich gegebene Antwort. „Aber wo ist denn unsere liebe Alice? Ich habe sie ja noch gar nicht begrüßt.“

„Wer weiß, wo sie wieder hieher kam,“ entgegnete die Mutter in mißmuthigem Ton. „Es ist nicht möglich, das Mädchen an Buntsticherei und Hausordnung zu gewöhnen. Immer wird irgendwo herumstreifen und Zeitverderben.“

„Heute ist doch Sonntag,“ versuchte Dittmer zu entschuldigen. Sobald ein Tadel gegen seinen Liebling laut wurde, nahm er das Pfeifchen — welches er im Zimmer seiner Frau fast rauchte — aus dem Munde und rühte unruhig auf dem Stuhle hin und her.

Auch der Pastor lenkte ein. Mit der weichen, frauenhaft zarten Hand über sein bartloses Gesicht streichend — eine Bewegung, die ihm zur Annehmlichkeit geworden war — sagte er freundlich:

„Das ist die wilde, ungestüme Jugend, die ihre Freiheit verlangt. Lassen Sie die Kleine nur sich ihrer liebsten Nähe freuen. Das Leben zwingt uns früh genug dazu, ernst und verständig zu werden.“

„Nicht wahr, Herr Pastor?“ stimmte Dittmer lebhaft zu. „Siehst du, Maricchen, das sage ich immer. Warum soll die Elfen nicht das bischen Pfäfer — wie heißt es in dem schönen Liebes-Kreutz auch des Lebens, solana?“

„Ich laß doch diese altmodischen Rituale, die besagen gar nichts,“ Eingeschüchtern schwieg der Zurechtgewiesene, und gegen den Gast gewandt, fuhr Frau Marie fort: „Mein Mann ist von jeher viel zu nachsichtig gegen Alice gewesen und hat ihr immer den Willen gelassen.“

„Am vorliegenden Fall erscheint mir das gerechtfertigt,“ beugte die Geistliche. „Handelt es sich doch nur um einen etwas über die gewöhnliche Zeit ausgedehnten Spaziergang, und wie tödlich sind jetzt zur Hochsommerzeit Feld und Wald! Einem jungen Wesen, das allein, ohne Geschwister oder Gefährten aufzuwachen ist, pflegt die Natur die beste Freundin zu sein.“

Frau Marie wollte nicht widersprechen, aber sie entlockte sich genau, daß ihr jetzt die Natur niemals Freundin gewesen war. Von ihrem praktischen Standpunkt aus erschien ihr der Sommer nur darum schön, weil Obst und Gemüse reiften, weil man die Beeten sonnen und das Vieh auf die Weide treiben konnte.

„Ich denke, in der Laube wird jetzt Schatten sein,“ meinte Dittmer und setzte verlobten seine Tasse auf einen kleinen Kaffeetisch, den das laubereifliche durch irgend welchen bösen Zufall erhalten hatte. „Könnten wir nicht draußen unsere Partie spielen. Wie, Maricchen?“

„Na, wenn es dem Herrn Pastor recht ist?“

„Aber sehr recht; je später der Nachmittag, desto erquickender die Luft.“

anhaltende Dürre vorzeitig gereift, wird in diesem Jahre wieder schlecht „schütten“.

Doch das beschäftigt nicht die Gedanken der Vortwärtsstreichenden. Sie ist es von jeher gewohnt, daß die frohen, zuversichtlichen Hoffnungen des guten Pappas bei jeder neuen Ernte ebensoviel große Enttäuschungen werden. Mechanisch ruppst sie vom Grabenrand ein paar Bergsträußen mit Kleefeldern, die in der kleinen, heißen Hand sofort welkend die Köpfe hängen lassen.

Der Feldweg ist jetzt zu Ende, ein schmäler Fußsteig führt in den Wald. Er bildet die Gutsgränze. Der jenseitige Forst gehört zum Nachbargut Dobrawitz, das gegenwärtig unbewohnt ist.

Das junge Mädchen steht sich ausruhend ins Heidekraut, streift den Hut von der heißen Stirn und hängt ihn an die Zweige eines niedrigen Haselstrauchs. Auch der Hund, nachdem er noch eine Weile bald hier, bald dort herumgeschluppert, streckt sich zu Füßen der Herrin aus und legt seinen Kopf auf die breiten Vorderpfoten.

Tiefe, lautlose Sonntagmorgensstille ringsumher. Um einzelne, höher stehende Grasrippen streifen die Mäulen. Wenn sie dem Hunde nahe kommen, zuckt er blinzeln und läßt die weißen Seitenzähne sehen.

Lich, die Hände um die Knie gefalungen, den Kopf an den rotbraunen Stamm einer alten Fichtegeheult, träumt mit offenen Augen vor sich hin. Wobon, hätte sie selber nicht sagen können. — Kannte sie doch nichts von der Welt als die väterliche Scholle und seine Menschen, außer den wenigen, unter denen sie aufgewachsen war. — Wie ein immer gleichlaufendes Uhrwerk vergingen die Tage, solange sie sich entsinnen konnte, nur durch die wechselnden Jahreszeiten unterschieden. — Es war schön in Tannainen, niedrig in der Welt konnte es schöner sein. Der tiefe, grüne Wald, der Garten mit den vielen Blumen, die sie lieb haben und pflegen durfte, der Thras und vor allem der gute, gute Papa — das alles hatte sie zu eigen.

Und trotzdem kam es bisweilen über sie wie ein ungestümes Schweben, ein ungeliebtes Harren — ja, wozu denn nur? Wenn, so wie jetzt, nur die Mäulen tanzten, Sonnenstrahlen die kleinen Blumen küßen und Schmetterlinge einander haßten — dann war es plötzlich da, das seltsam verlangende Gefühl in ihrem jungen Herzen. — Zu dumm! Der Thras war viel klüger; er schlief. Schlafen ist gut gegen die Langeweile.

Lich wollte auch versuchen zu schlafen. Sie drückte die Augenlider eine Weile fest zu, aber es nützte nichts. Gegen ihren Willen horcht ihr Ohr auf das Jippen der Grillen und den leisen Lohndruf eines Vogels.

Jetzt ruschelt es hinter ihr, ein irdener Zweig knackt.

Thras hebt schnuppernd die Schnauze und beginnt leise zu knurren. Was spürt er da, ein Geschwürchen oder gar einen Hafen? Neugierig wendet das Mädchen den Kopf zur Seite; aber in demselben Augenblick springt auch schon der Hund auf und wühend einem Mann entgegen, der zwischen den Stämmen hervor auf die Lichtung tritt. Er ist kaum imstande, sich den untermütheten Anstreifer mit dem Stoß vom Leibe zu haften.

„Verdammt, Bestie, ich werde dich...“

„Thras, Thras, willst du wohl gleich herkommen, Thras!“ ruft Lich zu Thras erschrocken. Was hat nur der Hund? Er ist doch sonst gar nicht böse.

„Thras, Thras!“

selbst die Verteidigung des Missethäters.

„Schadet nichts, mein Fräulein; das Maß der Reue ist nicht der Rede werth, und das Maß der Reue ist nicht der Rede werth, und das Maß der Reue ist nicht der Rede werth.“

„Nach Hause? Wo ist denn das?“ fragte sie so unerbötlich neugierig, daß ein belustigtes Lächeln über sein schmales Gesicht zog.

„Mein „zu Hause“ liegt gar nicht weit von hier; ich vermute, das Rittergut Dobrawitz wird Ihnen bekannt sein.“

„Wunderbar Sie das, mein Fräulein?“

„Nur weil Sie bisher nie auf dem Schloß wohnt; es heißt, Sie wären immer auf Reisen. Sind Sie nun zurückgekommen?“

„Es scheint so,“ spöttelte er. Sie wurde glühend rot. „Gott, wie furchtbar dumm ich frage! Ich meinte, ob Sie jetzt immer hier bleiben werden auf Ihrem Gut?“

„Fürs erste jedenfalls. Die Fremde ist schön, aber ich merke eben, daß auch die Heimath ihre Reize hat.“

Das Mädchen nickte lebhaft, sie war so harmlos, um seine breite Schmeichelei zu verstehen.

„Nicht wahr, bei uns ist es sehr hübsch? Ich bin nämlich auch hier zu Hause. Ich heiße Alice Dittmer, und meinen Eltern gehört Tannainen, wofür Sie wohl, das Gut jenseits der breiten Fahrstraße. Wenn man aus dem Walde herausstritt, kann man drüben über dem großen Roggenfeld schon ein Stückchen von rothen Ziegeln eines Hauses sehen.“

„Dann sind wir also Nachbarn!“ äugerte er.

„Ganz dasselbe hatte Lich eben sagen wollen, nun freute es sie, daß er es ausbrach.“

„Na, ganz nahe Nachbarn,“ nicht sie veranlagt.

Er war, im Gespräch langsam vorwärts schreitend, an ihrer Seite gestanden; nun hatten sie den Ausgang des Waldes erreicht. Vor ihnen lag die weite, stille Ebene, an deren Horizont sich der glühende Sonnenball zum Untergang neigte.

„Mein Gott, so spät ist es?“ rief das Mädchen erschrocken. „Was wird Mutter lauen?“

man ins Zimmer, und Lich trug mit Hilfe des Dienstmädchens das lächelnde Abendessen auf. Schweigend wurde die Milchsuppe verzehrt; Alice fürchtete eine Fortsetzung der mütterlichen Strafpredigt, und Dittmer war überhaupt im Weisheit seiner Frau wenig angethan, da seine Aeußerungen gar zu oft überhört oder scharf getadelt wurden.

Bald nach dem Essen wünschte man einander „Gute Nacht“, denn auf dem Lande, wo das Tageswerk schon sehr zeitig beginnt, pflegt man, auch während der schönsten Jahreszeit, früh zur Ruhe zu gehen.

Nur Lich schlich sich, ehe sie ihr kleines Siebeltüchchen aufsuchte, noch einen Augenblick in den mondbeschnittenen Garten hinaus. Ihr war so froh zumuthe. Wenn sie jetzt doch laute hätte jubeln dürfen! Aber nein, Mutter konnte es hören, und was sollte die wohl davon denken.

An der Ecke des Hauses stand die Hundebütte, neben der Thras lag. Das Mädchen kauerte sich zu ihm nieder, kaufte ihn an den Ohren und drohte ihm mit der Faust.

Du schlechter, ungezogener Hund, weißt du auch, daß ich dich gar nicht mehr leiden kann! — Und dann — mit einem Mal umschlang sie das Thier ungestümt mit beiden Armen und drückte ihr Gesicht in sein zottiges Fell.

Frau Dittmer war verzeilt. Die alte Baronin Wenzl hatte wieder einen Anfall ihrer Krämpfe gehabt, und dann wurde stets die Küche zur Pflege hinbeordert.

Es war merkwürdig, wie bereitwillig die sonst wenig mitleidige Frau dem Wunsch der Kranken immer nachkam. Mann, Kind und die eigene Wirtschaft ließ sie sofort im Stich, um in Wenttens die Stelle der leidenden Hausherrin zu vertreten und dieser jede mögliche Hilfe und Erleichterung zu bieten.

In solchen Zeiten konnte Marie Dittmers scharfe Stimme weich und theilnehmend klingen, ihr schroffes Wesen wurde mild und gefügig, jeden leiblichen Wunsch der Kranken wußte sie ihr von den Augen abzulesen. Noch niemals hatten Tante und Nichte sich so nahe gestanden wie in diesen letzten Tagen, welche der fünfundsiebzigjährigen häufig schwere körperliche Leiden aufzulegen.

Marie war klug genug, die Kranke nicht nur zu pflegen, sondern auch so viel wie möglich zu gestreuen, denn mit unglücklichen Grauen wies diese jeden Gedanken an den Tod von sich. Aus kindlichem Aberglauben sprach sie nie über die testamentarischen Bestimmungen, welche sie getroffen, nur wenn sie sich ganz schwach und elend fühlte, hatte sie die kühle Hand der Nichte mit ihren zuckenden Spinnennetzen unklammert und angußvoll angefaßt: „Verlaß mich nicht, Marie, ich will nicht allein bleiben, ich fürchte mich; und ich will auch keinen Fremden um mich haben, denn die denken nur daran, wie sie mich betrügen und beschleichen können. Wenn Du aber bei mir bleibst, wird es Dein und Deiner Alice Glück sein.“

Und Marie Dittmer blieb. Mit großer Willenskraft die eigene Erschöpfung bekämpfend, durchwachte sie die Nächte am Krankenbett, unterzog sich jeder Handreichung, ertrag lächelnd unangenehme Launen und Quälereien.

Sie hatte nie verstanden, Alice ihre Mutterliebe durch Lieblosungen und zärtliche Worte zu beweisen, hier beehrte sie sie, indem sie jedes Opfer brachte, um ihrem Kinde das reiche Erbe der Großtante zu sichern.

In Tannainen hatte man inzwischen mit der Ernte begonnen. Wenn früh um 5 Uhr zur Arbeit gelaufen wurde, war der alte Dittmer schon auf den Weiden und gönnte sich keine Ruhe, bis das letzte Fuder aufgeladen und der letzte Halm vom Felde herein war.

Er hätte so gern durch Fleiß und angestrengte Thätigkeit ersetzt, was ihm der Himmel durch gute Erträge nicht gewähren wollte.

Im Hause wirtschaftete während der Mutter Abwesenheit Lich fröhlich herum, und wenn auch jetzt manchmal nicht alles in der gewohnten Ordnung herging, wenn oft etwas vergessen oder verkehrt gemacht wurde, der gute Papa war stets zufrieden und fand es im Grunde viel befriedlicher als unter dem tüchtigen, tabelnden Blick der strengen Hausfrau. Uneingekleidetermaßen küßten sich Vater und Tochter von einem steten Zwange befreit, und besonders in dem Gemüth des jungen Mädchens lang und lang es wie lauter jubelndes Frohloiden.

„Dante, dankte, es läßt sich diesmal nicht machen. Ich habe der Johanne versprochen, bei guter Zeit zurückzukommen. Sie hat Karawägen gelockt, und wenn ich da nicht pünktlich wäre...“

Sie sah ihn mit großen, verwunderten Augen an.

„Nein, gewiß nicht, Herr von Waszcewski; wie kommen Sie auf den Gedanken?“

„Ich fürchtete es, weil Sie die Waldhöhe, von der Sie sagten, es wäre Ihr Lieblingsplatz, nicht wieder besucht haben.“

„Woher wissen Sie denn das?“

„Sehr einfach, weil ich jeden Tag dort gewesen bin.“

wie überhaupt der Umgangston mit jungen Männern. Sie wußte nichts zu antworten als ein verlegenes: „Ach, Sie waren dort?“

„Natürlich, und ich würde gewiß noch wochenlang täglich hingepilgert sein, wenn nicht mein Glückstern mich heute zufällig in Ihre Nähe geführt hätte. Nun darf ich Sie wohl noch ein Stück Weges begleiten, nicht wahr?“

Sie nickte und dachte im Stillen: „Gewiß ist es ihm zu einsam in seinem alten Schloß, er möchte wohl einmal mit jemand plaudern, und dabei fühlte sie sich solch beglückt, daß er an ihrer Gesellschaft Gefallen fand.“

Um ihn recht gut zu unterhalten, kramte sie bunt durcheinander alle ihre kleinen Erlebnisse aus. Von dem guten Papa erzählt sie, vom hochwürdigem Herrn Pastoren, vom hübschen Dorfschullehrer und von der blinden Orisarmen, die jeden Sonntag Mittagessen im Gutsloß bekam, erzählte vom alten „Pöndeljuden“ Abram Tabraz, der ab und zu mit seinem Kram von bunten Bändern, Tüchern und Galanteriewaaren ins Dorf zu kommen pflegte, und vom unartigen Thras, der jetzt immer an der Kette liegen mußte.

Wußte Waszcewski hörte scheinbar uninteressirt zu, während seine unstillen, dunklen Augen musterten auf seiner Begleiterin ruhten. Er war ein feiner Kenner weiblicher Schönheit. Wie viele Frauen hatten schon seinen Weg gekreuzt, wie vielen hatte er Liebesworte zuflüstert, wie vieler Herzen gewonnen! Das waren kurze Epochen in seinem vielbewegten Leben gewesen, en bis er später nur gelegentlich als an mehr oder minder angenehme Erinnerungen zurückdachte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Zar und seine Familie.

Seit mit der Ermordung Plehwe's die russische Revolution ihren Ausgangspunkt überschritten hat, um sich in unabsehbare Weiten auszuwälzen, sind die Augen aller Welt auf den regierenden Zaren gerichtet, erwartet man von diesem Herrscher eine That, die eine Wendung bedeuten könnte zum Guten oder Schlechten.

Aber Kaiser Nikolaus schwankt unentschieden zwischen Reactionären und Reformern, bis die furchtbare Brandung ihm über dem Haupte zusammenzuschlagen muß.

Die Persönlichkeit des Zaren ist ein wahres Mysterium, das bisher nicht erarundet werden konnte. Aber in einem feinen erschienenen Buche von Alexander Ular ist eine Schilderung des Zaren und seines Hofes gegeben worden, die wenigstens Manches, wenn nicht Alles, was in Rußland unserer Tage und in Petersburg im Besonderen vorgeht, verständlich macht. Ular weist nach, daß die Romanoff-Holstein-Gottorp'sche Dynastie, die mit Peter dem Dritten begann, degenerirt ist von Generation zu Generation. Peter der Dritte hatte eine beträchtliche Wasserfucht nebst Säuerwahnahninn. Seine Erbschaft übertrug er auf seinen Sohn Paul, der ein Epileptiker war und schließlich als Wahnsinniger endete. Alexander der Erste, Paul's Sohn, zeigte außer dem Größenwahn seiner Großmutter Katharina einen zur Großmut vererbteten Teufeln, den Ular, der Franzose, einen deutschen Teufeln nennt. Ihm waren die zwei typischen Schwächen der Dynastie Holstein-Gottorp eien: Gedächtnisschwäche und eine eienenthümliche Art des Mythiazimus. Seine ganze Regierung besteht demnach aus zusammenhanglosen Entscheidungen und Thäten. Bald müthig, bald sentimental, stets nach der mystischen Inspiration suchend, wenn sein armes Hirn dem logischen Faden der Dinge nicht folgen konnte, gerieth er immer in Verzweiflung, wenn er persönlich etwas zu entscheiden hatte, und ließ bei bösen Nachrichten stets seinen Thänen freien Lauf; er weinte bei jeder Gelegenheit — und zum Schluß verfiel er aus Gedächtnisschwäche in den Mythiazimus, der allmählig bei Verlangsamung der Gehirnfunktionen zur Gewohnheit magischer Schicksalsbefragungen führt.

nur alle alten Schwächen der Holstein-Gottorp geerbt, sondern auch noch — eine besonders gefährliche Eigenschaft bei einem von einer gewissen Rasse überkommenen Selbstherrscher — den aus Parteilichkeit und philosophischer Unklarheit zusammengeflochtenen Idealismus seiner Großmutter, der Königin Louise. Der Herrscher mit demselben Idealismus beehrte seine Politik wie sein intimes Leben. Alles beehrte ihm tief durch das Mißverhältniß zwischen der Wirklichkeit und seinen Ideen. So entwickelte er sich, wie seine eigenen Brüder von ihm sagten, zum „Alexander dem Weinerlichen“.

Er ersetzte die Weite seines Verständnisses durch die Tiefe seiner Gefühle.

Mit der folgenden Generation beginnt eine Phase physischen Niederganges die nur zu oft bei epileptischen Familien die letzte vor dem Zusammenbruch ist. Die Tuberkulose mit allen ihren furchtbaren Einflüssen auf das Gehirnleben, mit den physischen Sprüngen von völliger Inaktivität zu beständiger Anstrengung, dem unlogischen, unbedenklichen Stimmungsumschwung, dem barocken und viel zu schnellen Avenasociation, der eienenthümlichen Annäherung, die die Zwischenlieder in der viel zu rasch durchlaufenen Tonleiter von dem ersten Vagen bis zu demselben auf's Neueste getriebenen Begriffsausföcht, mit der krankhaften Reizbarkeit endlich, die noch fortwährend diese schon anormalen Prozesse durchbricht und das Chaos zusammenhängender Gefühlsbewegungen erbebt: all das ganze klinische Bild der tuberkulösen Psychose tritt auf, um nun die Dynastie nicht mehr zu verlassen. Der älteste Sohn Alexanders des Zweiten, Nikolai, war an Tuberkulose zu einer Zeit gestorben, als der zweite Sohn, Alexander, nicht mehr die tiefen Spuren einer niederdrückenden Erziehung weithämmen konnte, die ihm gerade die Möglichkeit, mit Lust und Verständniß eine Herrscherrolle zu spielen, hatte nehmen lassen. Seine natürliche, schon krankhafte Wöbtheit war zu einem Grade gehöhlicht worden, der sie einem wahren Verfolgungswahn nahe brachte.

Aus dem Vorhergehenden leitete dann Ular die Psychologie Nikolaus des Zweiten her. Die Krankheitsgeschichte der Dynastie Holstein-Gottorp erklärt im letzten Grunde die schweren Wirren, die Rußland zerreissen. Diese Krankheitsgeschichte allein macht den beispiellosen Marasmus bearbeitlich, in dem Rußland dahingerethet. Sie allein auch kann die seltsamen Handlungen des frühesten Entwicklungsalters erklären, der aller Wahrscheinlichkeit nach den Zusammenbruch des moskowitischen Selbstherrschertums zu betrauern haben wird. Nikolaus der Zweite ist lediglich eine überreife Erscheinung aus jener jahrbundertelangen Rüdientwicklung. Die eienfische Erbschaft, die auf ihm lastet, hätte einem Privatmann das Recht gegeben, in einer Heilanstalt ein ruhiges Dasein, fern dem Getriebe der Welt, zu verbringen. Das Un Glück — für ihn und für die Welt — wollte es, daß er auf seinem Plage sich befindet. Am meisten ähnelt Nikolaus der Zweite seinem Großvater Alexander dem Zweiten. Diefelben Gedächtnisschwächen, dieselben kraftparigen Zufälle, dieselbe Gefühlsschwäche auf soffer Stelle, dieselbe Widerstand zwischen der Sentimentalität des Glauben und dem stolzen-Troh des Gefalsten: kurz, die gesamte Psychologie Alexanders des Zweiten erscheint bei seinem Entel wieder. Loh daß bei Nikolaus dem Zweiten alle physischen Fehler eienföchlich vertieft sind.

„Sag mal, Papa, werden die Schülerrinnen in den Hochschulen ebenso bestraft wie in anderen Schulen?“

„Ja, mein Kind; sie müssen oftmals das essen, was sie selbst gefodt haben.“

Der Mensch beurtheilt die Dinge lange nicht so sehr nach dem, was sie wirklich sind, als nach der Art, wie er sie sieht und sie in seinen Ideengang einpaßt.

Die Japaner sind als gute Nachahmer bekannt und in der Kriegskunst haben sie den Preußen so ziemlich alles abgucken. Aber mit der Säuerbärtbinde sind die japanischen Offiziere bis jetzt nicht ausgerüstet.

Eine Verbrüderung in Portsmouth, N. H., wäre wichtiger, als die in Portsmouth in England.

Boston hat in 10 Jahren um rund 100,000 Einwohner zugenommen — sein Winter, daß auch die Bohner von Jahr zu Jahr reurer werden.

Kinderverlogit: „Nein, Haren, das darffst Du nicht thun, da im Grofe herumlaufen. Sonst kommt der Polizist und aretirt dich,“ sagt die Wäretterin zu ihrem kleinen Schugbesohlenen. „So, Aber er muß doch auch auf das Gras gehen, wenn er mich kriegen will. Und dann wird er auch aretirt.“

Um sich gegenfeitig die kalte Schulter zu zeigen, hätte es eigentlich kaum noch des britischen Moltenbelsuchs in Einemunde bedurft.

Da schlägt einer im Ernste vor, zu allen wichtigen Vemern nur verheiratete Männer zu wählen. Na, sollen wir denn ein Frauenregiment bekommen?